

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstumm- und Gehörlosenhilfe
Band: 60 (1966)
Heft: 23

Rubrik: Kurze Geschichten von afrikanischen Menschen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurze Geschichten von afrikanischen Menschen

Mehr als fünfzig Jahre lang lebte der vor zwei Jahren verstorbene Arzt und Menschenfreund Albert Schweitzer im Urwaldgebiet von Gabun in Westafrika. Sein Urwaldspital befindet sich 200 Kilometer landeinwärts am Ogowe-Strom. — Albert Schweitzer hatte manche lustige und merkwürdige Erlebnisse mit den schwarzen afrikanischen Menschen, wie z. B. folgende:

Die Medizin aus Glas

Ein weißer Kranker war mehrere Wochen im Urwaldspital gewesen. Er hatte seinen schwarzen Boy (Diener) mitgebracht, der ihm das Zimmer machte und ihn bediente. Nach seiner Abreise bemerkten wir, daß das Fieberthermometer fehlte. Das war für uns recht ärgerlich, weil wir hier keine neuen Fieberthermometer kaufen konnten. Nach drei Wochen traf ich den Weißen drüben in der Missions-Station Lambarene. «Ich muß Ihnen etwas zurückgeben und erzählen», sagte er und holte aus seinem Blechkoffer das Thermometer heraus. «Mein Boy war am Abend nach der Rückkehr aus dem Spital zu mir gekommen und hatte gesagt: ‚Herr, vergiß nicht, die Medizin unter den Arm zu nehmen, damit du gesund bleibst.‘ Ich verstehe nicht, was du meinst.‘ ‚Herr, das ist doch die Medizin aus Glas, das so glänzt.‘ ‚Aha, das Thermometer. Aber wir haben keines hier.‘ Da zog der Boy stolz das Fieberthermometer aus einer Schachtel heraus. Er hatte es für seinen Herrn heimlich mitgenommen.»

Er wollte sein Geld wieder zurückhaben

Eines Tages klagte mir ein lieber, alter Unterrichtslehrer der Mission, daß er keine Zähne mehr habe. Ich machte einen Abdruck und bestellte in Europa für den Schwarzen ein künstliches Gebiß. Der europäische Zahnarzt war sehr menschenfreundlich und verlangte nur für die Materialkosten einen kleinen Betrag. So bekam der Alte ein sehr billiges Gebiß, das ziemlich gut paßte. — Nach einiger Zeit

kam er wieder zu mir und verlangte das Geld zurück. Er sei mit dem Gebiß nicht zufrieden. Ich war ein wenig erstaunt, denn das Gebiß saß wirklich gut. Ich fragte den Alten, warum er denn nicht zufrieden sei. Da antwortete er: «Die neuen Zähne sitzen nicht so fest wie die alten.»

Wann kann das Kind mit dem neuen Auge sehen?

Ein Mädchen hatte eine bösartige Augengeschwulst. Das Auge mußte herausgenommen werden. Damit das Mädchen nicht mit einer leeren Augenhöhle herumlaufen mußte, bestellten wir in Europa ein Glasauge. Es paßte gut. Das Mädchen gewöhnte sich schnell an sein Glasauge. Vater und Mutter, die mit in das Spital gekommen waren, zeigten sehr große Freude. Vor der Rückkehr in das heimatliche Dorf ging die Mutter noch einmal zum Doktor und sagte zu ihm: «Doktor, du mußt mir noch sagen: Wann wird das Kind mit dem neuen Auge sehen können?»

Du mußt es wissen

Bei einer Frau mußten wir eine Staroperation machen. Als die Patientin in den folgenden Tagen einiges Brennen im operierten Auge verspürte, ging sie mehrmals in der Dunkelheit an den Fluß, um es zu benetzen. Wir mußten deshalb einen Wächter anstellen, damit sie das nicht mehr tun konnte. Glücklicherweise heilte das Auge gut. Eines Tages konnten wir den Verband abnehmen und die erste Sehprobe machen. Die Doktorin fuhr mit der Hand in der Luft herum und fragte die Frau: «Siehst du meine Hand?» Sie bekam keine Antwort. Dann hielt die Doktorin der Frau drei Finger vor das Auge und fragte: «Wieviele Finger siehst du?» Die Frau antwortete nicht. — Die Doktorin machte noch mehrere andere Sehproben. Aber die Frau antwortete einfach

nicht. Doch die Doktorin hatte gemerkt, daß sie etwas gesehen hatte. Darum fragte sie ärgerlich: «Warum gibst du mir nie eine Antwort?» — Da sagte die Frau mürrisch: «Du hast mich operiert. Also mußt du wissen, ob ich sehe und wie ich sehe!»

Jetzt ist nicht Zeit zum Schwatzen

Einmal lag eine Frau auf dem Operationstisch. Es war keine schwere Operation. Man mußte nur ein paar Einspritzungen um die Körperstelle machen, wo nachher operiert wurde. Es dauerte einige Minuten, bis die Stelle schmerzunempfindlich war. Der Doktor wollte mit der Patientin ein wenig plaudern, um ihr Mut für die nachfolgende Operation zu machen. Aber die Frau hörte gar nicht aufmerksam zu. Der Doktor plauderte trotzdem weiter. Da sagte die Frau plötzlich: «Jetzt ist nicht Zeit zum Schwatzen. Du sollst schneiden!»

Ich hätte gut geschlafen, wenn . . .

Bei einer anderen Frau war eine schwere Operation nötig gewesen. Wir hatten große Sorge, ob die Patientin am Leben bleibe. Der Doktor schlich dreimal in der Nacht leise in das Krankenzimmer. Er hob vorsichtig das Moskitonetz in die Höhe, um nach dem Puls zu greifen und die Atmung der Kranken zu kontrollieren. Dreimal erschien auch die Pflegerin und tat das gleiche. — Die Patientin lag mit geschlossenen Augen im Bett. Am andern Morgen fragte sie der Doktor: «Wie geht es dir?» Da antwortete die Frau ziemlich unfreundlich: «Ich hätte in der Nacht gut geschlafen, wenn man mich in Ruhe gelassen hätte!»

Das merkwürdig billige Gesangsholz

Jede Woche bekommen wir mit der Post einen Haufen Warenhaus-Kataloge für die Eingeborenen. Voll Eifer schauen meine schwarzen Spitalgehilfen mit ihren Bekannten diese Kataloge an, in denen so herrliche Sachen abgebildet sind, wie zum Beispiel Hüte, Krawatten, Hemden, steife Kragen, Schuhe, Uhren usw. Stundenlang

blättern die Schwarzen in den Katalogen, zeigen mit dem Finger auf die Abbildungen und plaudern miteinander, was sie am liebsten bestellen möchten. — Wenn sie etwas Geld zusammengespart haben, bestellen sie wirklich oft etwas. Ein Schreiber muß ihnen dann die Bestellkarte ausfüllen.

So hatte zum Beispiel einmal ein junger Mann im Katalog die Abbildung eines Klaviers entdeckt. Ein solches Klavier wollte er unbedingt bestellt haben. Er hatte nämlich schon manchmal die Frau eines weißen Beamten am Klavier sitzen gesehen und spielen gehört. Er nannte es Gesangsholz, weil so schöne Töne aus dem hölzernen Möbel kamen. Also ließ er sich ein solches Gesangsholz bestellen. Nachher ging er zu seinen Bekannten und sagte ihnen: «Ich habe in Europa ein Gesangsholz bestellt. Es ist merkwürdig billig. Wenn es angekommen ist, müßt ihr mir beim Transport helfen.» Als es dann nach vielen Wochen ankam, konnte er es in der Hand allein heimtragen. Er hatte ein Klavier für ein Puppenhaus bestellt!

Eine ähnliche Enttäuschung hatte einmal ein anderer Mann erleben müssen. Dieser hatte in einem Katalog Schuhe zu unglaublich niedrigen Preisen entdeckt. Nachdem er die Bestellkarte abgeschickt hatte, erzählte er allen seinen Bekannten von den unglaublich billigen Schuhen. Sie waren neidisch auf ihn. — Das Paket kam an. Es war aber merkwürdig klein. Das war aber nicht verwunderlich, denn der Mann hatte Puppenschuhe bestellt.

Das Feuer brennt in mir!

Der Leiter einer großen Handelsfirma reiste einmal für einige Monate zur Erholung nach Europa. Er nahm seinen schwarzen Diener namens Bussugu mit. Sie reisten im Sommer ab, und der Erholungsaufenthalt in Europa sollte bis nach Weihnachten dauern.

Bussugu bekam im Hause der Eltern seines Herrn ein schönes Zimmerchen mit einem mächtig großen Bett. Ein solches

Bett hatte er in Afrika nicht gehabt. Darum fragte ihn der Herr: «Weißt du auch, wie man sich in ein solches Bett legt? Komm, ich zeige es dir.» Aber Bussugu war stolz und sagte: «Das ist nicht nötig, ich weiß es schon.» Der Herr glaubte es nicht und ging in später Stunde nachschauen. Bussugu lag unter der Matratze auf den Sprungfedern des Bettes!

Am ersten kalten Herbstmorgen hörte die Familie aus Bussugus Zimmer lautes Jammerschrei. Der Herr eilte sofort die Treppen hinauf. Er fand Bussugu im Bette liegend und jammern: «Oh, ich muß sterben.» Bussugu sah aber ganz gesund aus und hatte einen normalen, guten Puls. «Was ist denn mit dir los?» fragte der Herr. Bussugu jammerte: «Das Feuer brennt in mir!» Aber er hatte kein Fieber. Darum schimpfte der Herr: «Du hast kein Fieber. Mach, daß du aufstehst!» — Doch Bussugu jammerte nur: «Ich kann nicht, Herr. Oh, das Feuer in mir. Siehst du denn nicht den Rauch, der aus meinem Mund kommt?»

Da verstand der Herr die Not und Angst seines Dieners. Bussugu hatte in Afrika noch nie den Hauch seines Atems gesehen. Darum war er so erschrocken. Der Herr suchte ihm vergeblich die Sache zu erklären und ihn zu beruhigen. Zuletzt zerrte er Bussugu aus dem Bett und führte ihn auf den Hof hinunter. Dort standen Pferde beim Brunnentrog an der Tränke. Mit erstaunten Augen beobachtete Bussugu, daß die Pferde Rauch aus ihren Nüstern (Nasenlöcher) ausstießen. Aber es dauerte noch einige Zeit, bis er keine Angst mehr hatte vor dem «Feuer», das in ihm brannte.

Aus «Afrikanische Geschichten»,
bearbeitet von Ro.

Vielleicht denkt jetzt mancher Leser: Diese Neger sind doch dumm! Aber das stimmt nicht. Für sie sind eben alle diese Sachen fremd gewesen, und sie machen sich darüber eigene, andere Gedanken. Das merken wir am besten in der Geschichte von Bussugu. Wir wissen heute, daß die Neger soviel lernen können wie wir. Doch für die meisten von ihnen gibt es noch keine Schulen.

Noch einmal: Taube Kinder in normalen Schulen

(Siehe: «Da kann man nur den Kopf schütteln» in Nr. 19, Seite 276)

Für diejenigen Leser, die Nr. 19 der «GZ» nicht mehr besitzen und den obenerwähnten Artikel nicht mehr genau in Erinnerung haben, möchte ich kurz wiederholen: Die Gratis-Zeitschrift «Schweizer Hausapotheke» meldete, **daß in Neuseeland taube Kinder seit vielen Jahren gemeinschaftlich mit ihren gesunden Altersgenossen unterrichtet werden.** Diese Einrichtung habe sich vorzüglich bewährt, der Versuch sei voll gelungen.

Ich bezeichnete diese Meldung als gedankenlose, leichtsinnige Zeitungsschreiberei. Und die «tauben» Kinder, die dort mit hörenden zusammen unterrichtet werden, seien bestimmt nicht taub, sondern schwerhörig, vielleicht sogar nur leicht schwerhörig. In englischsprachigen Gebieten gelte

eben die Bezeichnung «deaf» für alle gehörgeschädigten Kinder, ohne Rücksicht darauf, ob sie leicht- oder starkschwerhörig oder stocktaub seien. Der Zeitungsschreiber habe einfach angenommen, «the deaf boys an girls» seien taube Buben und Mädchen.

Es ist doch etwas Wahres an dieser Meldung

Ein paar Tage nach Erscheinen von Nr. 19 unserer «GZ» entdeckte ich in der amerikanischen Fachzeitschrift «The Volta Review» (September-Nummer 1966) einen Bericht über diese Schule. Im Jahre 1960 ist in Neuseeland tatsächlich der Versuch gemacht worden, taube Kinder in enger Verbindung mit einer Primarklasse von